

Mercedes Wagner

Über weites Wasser

Nachdem ich mit ungefähr fünf Jahren zum letzten Mal das Heimatland meiner Mutter besucht hatte, entschloss ich mich mein Masterstudium der Fotografie in Essen zu unterbrechen, um ein Auslandssemester am Centro de la Imagen in Lima zu verbringen. Im Januar 2015 landete ich dort und sollte bis Ende April 2016 auf dem Kontinent bleiben. Einer meiner Professoren*innen, Christopher Muller, hatte mich zuvor auf das Thema Heimat bei Flusser aufmerksam gemacht, nachdem ich in einer fotografische Arbeit angefangen hatte, mich mit den Einrichtungsgegenständen meiner elterlichen Wohnung auseinanderzusetzen. Aber zunächst ging ich dem nicht nach.

Obwohl meine Brüder und ich als Kinder einer österreichisch-peruanischen Ehe mitten im Weserbergland geboren wurden und einen sehr deutschen Familiennamen tragen, wurde zumindest für mich das Thema Heimat mit zunehmenden Alter eher zum Thema der Heimatlosigkeit. Als Kind sowohl mit rassistischen, wie auch mit zwar wohlmeinenden, aber nicht weniger ausgrenzenden Äußerungen („Ihr seid anders als die anderen [Ausländer].“) konfrontiert, sprach ich lange nur Deutsch mit meiner Mutter und auch Englisch und Französisch waren interessanter als Spanisch. Meine Großeltern mütterlicherseits verstarben 2000 und 2012, ohne dass ich sie je wieder gesehen habe. Doch dieser Selbstverleugnung zum Trotz, ich war zwar anders als die anderen, aber immer noch anders. Es dauerte bis ich diesem *anderen* eine eigene Bedeutung geben konnte, indem ich begann mich als Künstlerin und das Wechseln zwischen Kontexten als Bereicherung zu verstehen.

Mit Ende Zwanzig kam ich also wieder nach Peru, in demselben Alter, in dem meine Mutter nach Deutschland kam. Erst da konnte ich in etwa erahnen, was dieser Schritt für meine Mutter bedeutet haben muss. Und richtig verstanden habe ich es erst, als ich 15 Monate später wieder nach Deutschland zurückkehrte. Jemand hatte mir mal gesagt „Man braucht viel Mut, um sein Land zu verlassen, aber noch viel mehr, um wieder zurückzugehen.“ Denn zurückkehren kann man nicht mehr, wenn man Jahrzehnte weg war. Das Leben geht ohne dich weiter, *dein* Land existiert nicht mehr so, wie du es kanntest. Bevor ich dies begreifen sollte, hörte ich Vilém Flussers Rede „Heimat und Heimatlosigkeit“ (1991) zum ersten Mal und erkannte, dass auch für mich *zu Hause* nie gleichbedeutend mit *Heimat* gewesen war. Heimweh war etwas, dass ich als Kind nie wirklich verspürt habe. Schnell fühlte ich mich dort zu Hause, wo ich mich für ein paar

Tage oder Wochen einrichtete, im Urlaub, bei Familienbesuchen oder während eines Schüleraustausches. Es hatte also weniger mit einem bestimmten Ort zu tun, als mit den Menschen, die mich umgaben und dem größeren Kontext, in dem ich mich bewegte. Es war Flussers „Netz an Bedeutungen“, an jedem Ort neu geknüpft, welches mich zu Hause fühlen ließ. Natürlich verankert man sich mit fortschreitender Zeit an einem Ort immer mehr in einem immer dichter werdenden Netz, bis Abschiede einem blinden Fleck darin gleichkommen. Die „Fäden“ die dann an einem Ende ihren Halt verlieren, müssen woanders mühsam wieder „neu verknüpft“ werden, bis sie die entstandene Leerstelle wieder mit Bedeutung füllen.

Mit den späteren Lektüren von Flussers Schriften zur Fotografie und der Recherche zum Nomadentum in seiner Biographie, in seinem Denken und in seinen Sprachen erkannte ich auch die Bedeutung von Vernetzung und Schnittstellen und den darin enthaltenen Möglichkeiten innerhalb meiner künstlerischen Arbeit. Ich füge einzelne, in sich funktionierende Bilder zu einem Gesamten zusammen, welches eine neue, die *eigentliche* Arbeit darstellt. Entscheidend ist dabei, dass dieses Gesamte in einem räumlichen Kontext passiert und die Betrachter*innen es physisch wahrnehmen können. Das Sich-Begegnen und Sich-Bewegen in diesen Bedeutungsnetzten, die ich mithilfe des fotografischen Bildes und installativer Praktiken konstruiere, ermöglichen Verbindungen zwischen scheinbar disparaten Motivwelten, Zeitebenen und Kontexten herzustellen. Jedes Bild hat in jedem Raum einen eigenen spezifischen Platz, eine eigene spezifische Funktion, die ich zuvor im Zusammenspiel mit den anderen Bildern erarbeiten muss, um sie zugänglich zu machen. Was dann temporär in diesen fotografischen Räumen sichtbar wird, sind alternative Möglichkeiten der Betrachtung von Realität, die zu einem Erkenntnisgewinn führen können, indem sie Sehgewohnheiten und somit Denkmuster in Frage stellen. Während der Blick zwar gezielt gelenkt wird, fordern die von den Betrachter*innen zu füllenden Leerstellen in diesen Bedeutungsnetzten auch dazu auf, die eigene Lesart dieser Möglichkeiten kritisch zu hinterfragen. Dabei wird deutlich, dass die vermeintlich objektiven fotografischen Repräsentationsfunktionen immer einhergehen mit subjektiven Mechanismen der Inszenierung und Interpretation. Dazwischen schiebt sich das Eigenleben der Fotografie und agiert mit.

Inhaltlich beschäftige ich mich mit dem Verhältnis zwischen Globalem Norden und Süden und wie unser alltägliches Leben damit korreliert. Mit meiner künstlerischen Arbeit versuche ich zu einem kritischen Diskurs beizusteuern und dekoloniale Prozesse im Umgang mit und durch das fotografische Bild aufzugreifen. Konkret heißt das, das konstruierende Potential des fotografischen Bildes zu nutzen, um z.B. den kolonialen Hintergrund alltäglicher Lebensmittel offenzulegen und vor Augen zu führen, wie global unser privates Handeln tatsächlich ist. Dadurch wird auch ein Bewusstsein für die Konstruiertheit von kulturellen Zuschreibungen und Wissen geför-

dert, die unseren Alltag prägen und Realität konstituieren.

In Flussers Auffassung ineinandergreifender historischer Menschenbilder und der von ihm konstatierten Abkehr von der Linearität textbasierter Gesellschaften sehe ich eine Entsprechung der Lossagung von binären Systemen, von überkommenen Machtverhältnissen und Identitätszuschreibungen im Sinne einer dekolonialen Perspektive. Seine Betonung des Dialoges als Voraussetzung einer neuen Gesellschaft schafft den Raum für ein heutiges *Andersdenken* der Welt von morgen, in der auch bisher ungehörte Stimmen vernehmbar werden. Sein Prinzip der Herstellung von Welt durch Fotografie und das damit verbundene Einnehmen von Stadnpunkten wiederum ermöglicht es, diese andere Welt zumindest virtuell bereits heute durch eine visuelle Sprache erfahrbar zu machen. Auch wenn diese fluid und somit sehr formbar ist, das Andere und das Neue bleiben stets in Sichtweite.